5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung
Hallische Nachrichten

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 298 — Halle, Sonntag den 27. Oktober — 1918

Zum Rücktritt Ludendorffs.

Die Antwortnote an Wilson.

Ludendorff z. D.

Die bereits in einem Teil der Stadtauflage der „Hallischen Nachrichten" veröffentlichte Meldung unserer Berliner Redaktion von dem Rücktritt Ludendorffs wird durch folgende amtliche Meldung bestätigt:

Der Kaiser hat den General der Infanterie Ludendorff, Ersten Generalquartiermeister, im Frieden Kommandeur der 85. Infanteriebrigade, heute in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt. Gleichzeitig hat der Kaiser mit einer gnädigen Order an den General bestimmt, daß das niederrheinische Füsilierregiment Nr. 39, dessen Chef der General bereits seit längerer Zeit ist, fortan den Namen „General Ludendorff" führen soll. (W. T. B.)

Der Eindruck bei den Parteien.

Unsere Berliner Schriftleitung meldet uns unterm 26. Oktober:

Ueber die Vorgeschichte des Rücktrittes des Ersten Generalquartiermeisters verlautet, daß sowohl Ludendorff wie auch Generalfeldmarschall von Hindenburg ihr Abschiedsgesuch eingereicht hatten. Das Abschiedsgesuch Hindenburgs wurde vom Monarchen nicht angenommen. Der Rücktritt Ludendorffs wird in den Kreisen der Mehrheitsparteien bei aller Anerkennung der hervorragenden militärischen Leistungen des Generals vom politischen Standpunkt aus als eine Entspannung der Lage empfunden, die sich in den letzten Tagen scharf zugespitzt hatte. Bei den rechtsstehenden Parteien herrscht natürlich Trauer, die nicht ganz frei von Erbitterung ist. Als voraussichtlichen Nachfolger Ludendorffs nennt man den General von Loßberg, der schon in letzter Zeit vielfach die Funktionen des Generals Ludendorff ausgeübt hatte.

Der Reichstag

nahm gestern in dritter Lesung den Gesetzentwurf auf Abänderung des Artikels 11 der Verfassung (Kriegserklärung und Abschluß von Friedensverträgen) nach dem Abänderungsantrage der Mehrheitsparteien und die Anträge der Unabhängigen Sozialdemokraten gegen die Stimmen der Konservativen und einiger Mitglieder der Deutschen Fraktion an.

Der Präsident wurde ermächtigt, Tag und Tagesordnung der nächsten Sitzung festzusetzen.

Lebhaft erörtert wurde die Tatsache, daß der Kriegsminister General Scheüch gegen das Ende der heutigen Reichstagsverhandlungen hin sich mit der Verfassungsänderung über die Kommandogewalt in durchaus versöhnlichen Worten gegenüber der Reichstagsmehrheit einverstanden erklärte, nachdem kurz zuvor der konservative Abgeordnete von Graefe der Mehrheit zugerufen hatte: „Die militärischen Führer werden den neuen Kurs nicht mitmachen."

Verfassungsänderungen in Hessen.

Darmstadt, 26. Oktober. In der heutigen Sitzung des Verwaltungsgesetzausschusses der hessischen Zweiten Kammer gab Staatsminister Dr. von Ewald die Erklärung ab, daß der Großherzog seinen (des Ministers) Rücktritt und den des Ministers des Innern von Homburg angenommen habe, während der Finanzminister Dr. Decker im Amte bleibe. Die Rücktrittsgesuche sind mit Rücksicht auf die politischen Veränderungen im Reich erfolgt. Die Abgeordneten Ret und Henrich haben zur Revision der hessischen Verfassungsurkunde und des Wahlgesetzes verschiedene Anträge eingebracht, in denen sie u. a. verlangen eine Beschränkung der Kronrechte auf repräsentative Betätigung, Beseitigung der Vorrechte der Standesherren und des Adels, Aufhebung des Fideikommisses, Beseitigung der Ersten Kammer und Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. (Lokal-Anzeiger.)

*

Die Antwortnote an Wilson.

Während der gestrigen Reichstagsverhandlungen wurde das Fehlen des Vizekanzlers, des Staatssekretärs des Aeußern und fast sämtlicher parlamentarischer Staatssekretäre bei der wichtigen Verhandlung über die Verfassungsvorlage lebhaft erörtert. Wie man später erfuhr, fanden während der Reichstagssitzung im Schoße des Kabinetts Beratungen über die Formulierung der Antwortnote an Wilson statt. Nach Schluß der Sitzung wurde die Note vom Vizekanzler den Fraktionsführern vorgelesen. Ueber ihren Inhalt teilt uns unsere Berliner Redaktion folgendes mit:

Berlin, 26. Oktober.

Wie ich erfahre, ist die Antwortnote an Wilson ziemlich **kurz ausgefallen. Es wird darin betont, daß man die Mitteilung der Waffenstillstandsbedingungen erwarte;** ferner wird auf die Forderungen eingegangen, die Wilson gestellt hat bezüglich der **Unterwerfung der Militärbehörden unter den Volkswillen.** In dieser Beziehung wird ausgeführt, daß das Nötige angeordnet bzw. in die Wege geleitet worden sei, und die Einzelheiten aufgezählt. Da Wilson ziemlich schnell geantwortet hatte, so hat man sich auch bei uns diesmal keine lange Zeit gelassen, vielmehr sich mit der Antwort sehr beeilt. Wie ich erfahre, war man in den Abgeordnetenkreisen, die die Note kannten, mit ihr ziemlich zufrieden. Die Note ist bereits vom interfraktionellen Ausschuß gebilligt worden. Man nimmt an, daß sie schon in der kommenden Nacht abgeschickt werden wird.

Deutschland soll kapitulieren.

(T. U.) Amsterdam, 26. Oktober. Der „N. Rott. Cour." erfährt aus Paris: Die Besprechungen, die jetzt zwischen Deutschland und der Entente geführt werden sollen, werden rein militärischer Art sein und bleiben. Das „Echo de Paris" sagt: Wir sprechen mit Berlin nur über eine Kapitulation. Die Bedingungen für diese Kapitulation, die von den Marschällen Foch und Haig und General Pershing, sowie von der englischen Admiralität aufgestellt werden sollen, werden Deutschland nicht auf diplomatischem Wege überreicht werden, sondern Deutschland wird sie sich innerhalb unserer Linien unter Deckung der weißen Flagge holen müssen. Wir warten auf die deutschen Parlamentäre.

Wilsons Vertreter.

(W. T. B.) Washington, 26. Oktober. (Reuter.) Oberst House, der persönliche Vertreter des Präsidenten Wilson, und Admiral Benson, der Chef der Seestreitkräfte, die in Paris angekommen sind, werden die Vereinigten Staaten bei der Beschlußfassung über das deutsche Gesuch um einen Waffenstillstand und Einleitung von Friedensverhandlungen vertreten.

ep Genf, 26. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Der Kongreß der französischen radikal-sozialistischen Partei nahm einstimmig eine Tagesordnung an, die die Note Wilsons an die deutsche Regierung billigt und der Hoffnung Ausdruck verleiht, daß die wiederversöhnten Völker in dem Völkerbund Sicherheit und Frieden finden werden.

*

Das Kabinett Lammasch ein „Liquidierungsministerium".

(W. T. B.) Wien, 26. Oktober. (Wiener k. k. Tel.-Korr.-Bur.) Den Blättern zufolge beabsichtigt Hofrat Lammasch, der nach Mitteilung aus parlamentarischen Kreisen vom Kaiser mit der Bildung des Kabinetts betraut wurde, ein sogenanntes Liquidierungsministerium, und zwar eine unparteiische Beamtenregierung zu bilden, die den ausgesprochenen Charakter einer Uebergangsregierung tragen soll und deren Programm neben der Herbeiführung eines schleunigen Friedens in erster Linie in der geordneten Uebergabe der Geschäfte der Zentralregierung an die Nationalregierungen und der Wahrung der gemeinsamen Interessen beim Umbau der Staatsverwaltung bilden soll. Der ursprüngliche Plan, Schaffung eines Delegiertenkabinetts, in das die Führer aller Parteien hätten eintreten sollen, scheiterte an dem Widerstande aller nationalen Parteien.

Auch die Buren wollen wieder unabhängig werden.

(W. T. B.) Haag, 26. Oktober. Der „Nieuwe Courant" veröffentlicht folgendes Manifest der republikanischen Buren von Südafrika, das in einer Versammlung von Angehörigen des Freistaates beschlossen wurde:

„Angesichts der weltbekannten Kriegsziele und Erklärungen im Namen der Alliierten und der Vereinigten Staaten von Amerika, die von dem Premierminister Englands Lloyd George und von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Woodrow Wilson abgegeben wurden, daß alle verletzten Rechte und Freiheiten wiederhergestellt werden, daß alle Nationen das Recht haben würden, über ihr eigenes Schicksal zu entscheiden, und daß kein Volk jemals werde gezwungen werden, unter einer Herrschaft zu stehen, unter der es nicht leben will, sowie überzeugt davon, daß diese Ziele und Erklärungen mit den ewigen Grundsätzen von Recht und Gerechtigkeit übereinstimmen — spricht diese Versammlung von Angehörigen des Freistaates ihr volles und begeistertes Einverständnis damit aus, und zwar sowohl mit Rücksicht auf unsere Geschichte als auch auf unser angeborenes Recht. Diese Versammlung von Freistaatlern verlangt ferner, als selbständiges und mündiges Volk behandelt zu werden, und daß diese selbstverständlichen **Grundsätze auf Südafrika angewendet werden sollen."**

Am Schlusse eines Protestes gegen die imperialistische Politik Bothas und seiner Regierung heißt es dann:

„Die Versammlung erklärt mit Nachdruck, daß sie die Regierung Bothas als ungeeignet und unzuverlässig betrachtet, und daß weder General Botha, noch seine Regierung das Vertrauen des Afrikanervolkes verdient."

Der „Nieuwe Courant" bemerkt zu diesem Manifest: Es spricht in mutigen, klaren Worten aus, was sich von selbst versteht, daß der Brite auch innerhalb seiner eigenen Reichsgrenzen das Recht, wofür er zu kämpfen behauptet, nämlich das Recht der kleinen Nationen, in Anwendung bringen muß. Wir, die wir einsahen, wie im Anfang unseres Jahrhunderts in Südafrika nicht nur um die Freiheit und Unabhängigkeit eines arbeitsamen, kräftigen und treuen Volkes, sondern auch um die Zukunft unserer eigenen niederländischen Zivilisation gekämpft wurde, wir sehen wieder in der Welt etwas von diesem alten herrlichen holländischen Wagemut, und wir sind dankbar, daß dort drüben Männer sind, die, wie wir, einem kernigen Geschlecht entstammen und die auf ehrliche und bescheidene Art für das Jahrhunderte alte Recht jedes Volkes und jedes Menschen eintreten, nämlich sich selbst angehören zu dürfen.

Einberufung der Internationale.

ep Genf, 26. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Nach einer Meldung des „Matin" gedenken die französischen Sozialisten auf eine Depesche Hendersons hin demnächst in Paris den sozialistischen Vollzugsausschuß des Vierverbandes zusammenzuberufen, um über die Einberufung der Internationale zu verhandeln. Jeder Staat soll einen wirtschaftlichen und politischen Vertreter entsenden. Ein Vorschlag Renaudels, auch einen Vertreter seiner Richtung zuzulassen, wurde abgewiesen.

(W. T. B.) Stockholm, 26. Oktober. In dem Blatte „Socialdemokraten" teilt Branting mit, daß er an Troelstra telegraphiert habe, ob nicht unmittelbar Vorbereitungen getroffen werden könnten, eine internationale Sozialistenkonferenz jetzt einzuberufen. Es sei Zeit, daß die Arbeiterklassen hervorträten, und ihr schwerwiegendes Wort für einen Frieden des Rechts und der Demokratie in die Wagschale würfen.

Die geboykotteten Sozialistenführer.

h Haag, 26. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Aus London wird gemeldet: Henderson und Huysmans kamen am Freitag in Folkestone an, um nach Frankreich zu reisen. Ein Beamter der Matrosen- und Heizervereinigung, der ihnen gefolgt war, überredete die Besatzung des Kanalbootes, sie nicht zu befördern. Sie mußten daher zurückreisen und ihr Gepäck selbst tragen, denn der Chauffeur weigerte sich ebenfalls, sie zu fahren, als er gehört hatte, wer sie seien. Henderson teilte nun mit, daß die Arbeiterkonferenz der alliierten Länder eine Kommission aus Vandervelde, Thomas und Gompers ernannt habe mit dem Auftrage, die Beendigung der Feindseligkeiten im Weltkongreß der Arbeiter zu organisieren. Gompers teilte mit, er werde heute in Paris sein. Die Konferenz sei aus diesem Grunde einberufen worden.

Englands Schuld an Irland.

h Haag, 26. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Manchester Guardian" schreibt: Eine etwa von Irland gestellte Forderung, mit auf der Friedenskonferenz vertreten zu sein, sei genau so berechtigt, wie die Forderung der Tschecho-Slowaken und der Südslawen. Man dürfe keinen Unterschied machen zwischen Irland und jeder anderen unterjochten Nation. Man erkenne in England nur unwillig die Existenz der irischen Nation an. Dennoch könne man sich nicht verhehlen, daß diese Nationalität noch immer bestehe und dringender denn je ihre Anerkennung verlange. Die Regierung habe entweder nicht den Willen oder nicht die Macht, eine befriedigende Politik Irland gegenüber durchzuführen.

*

(W. T. B.) **Berlin**, 26. Oktbr., abends. (Amtlich.) In Flandern ruhiger Tag. Teilkämpfe zwischen Schelde und Oise.

Von der Oise bis zur Aisne hat der Franzose seine Angriffe fortgesetzt. Südlich der Oise wurden sie nach anfänglichem Geländegewinn zum Stehen gebracht. An der übrigen breiten Angriffsfront sind sie gescheitert.

Der Abwehrsieg an der Westfront.

Furchtbare Verluste der Franzosen.

Die heftigen erfolgreichen Abwehrkämpfe vom Freitag sind ein neues Ruhmesblatt der deutschen Verteidigung und ein Beweis für den ungebrochenen Kampfeswillen der deutschen Soldaten aller Stämme. Der Gegner suchte auf der ganzen Linie einen entscheidenden Erfolg herbeizuführen; trotz riesenhafter Anstrengungen ist ihm dies nicht gelungen.

Um 10 Uhr morgens folgten einem starken Trommelfeuer von Machelen südwestlich Deynze bis zur Schelde starke französisch-englische Angriffe. Im Lysabschnitt wurden sie abgewiesen, weiter südlich in der Gegend von Ootergem bis zur Schelde errang der Gegner geringe örtliche Erfolge; er konnte sie aber trotz aller Anstrengungen in erneuten Angriffen nicht ausbauen. Bei eigenen erfolgreichen Vorstößen südwestlich von Zulte und westlich Heestert wurden über 100 Gefangene eingebracht. Bei diesen Kämpfen zeichnete sich Unteroffizier Streller der 5. Batterie des hessischen Feldartillerie-Regiments 23 besonders aus, indem er mit seinem vorgeschobenen Geschütz in direktem Schuß wiederholt die feindlichen Sturmwellen erfolgreich unter Feuer nahm.

Von Tanks begleitete französische Anstürme suchten zwischen Oise und Serre nach heftigem Artilleriefeuer tiefgegliedert in unsere Linien einzubrechen. Sie gerieten in das zusammengefaßte Abwehrfeuer, in dem sie vor unseren Linien zusammenbrachen. Ein solches Geschwader, das in Gegend Ribemont vordrang, verlor zwölf Kampfwagen. Dennoch setzte der Gegner den ganzen Tag über seine Angriffe fort, mit immer wieder frischen Kräften nährte er seine sich mehr und mehr lichtenden Linien, die er mit zahlreichen Tanks vorzureißen suchte. Nach Aussage von Gefangenen versuchte er das über 15 Kilometer hinter unserer Front liegende Saint-Richaumont zu erreichen. Dies mißlang ihm gänzlich. Man hatte den Gefangenen gesagt, es gelte nunmehr, den letzten Widerstand der Deutschen zu brechen. Tatsächlich hätten aber die Deutschen so gut gekämpft wie nur je, und so sei der Angriff unter furchtbaren Verlusten für die Franzosen zusammengebrochen. Oestlich Sissonne, in Gegend von La Selve wurden bis zum Abend siebenmal vorgetragene Anstürme des Gegners von den Bayern blutig abgewiesen.

Die Hauptkraft des Großangriffes war gegen die östlich bis zur Aisne anschließende Front gerichtet. Den ganzen Tag über versuchten es hier die Franzosen, unter Tank- und Artillerieschutz die deutschen Linien zu durchbrechen. Starke Angriffe vermochten drei Kilometer östlich Fergeux den Sachsenwald zu nehmen. Im übrigen wurden auch an dieser Frontstelle die feindlichen Sturmwellen zurückgeworfen. Hier wurden bei einem Divisionsabschnitt allein 23 zerschossene Tanks gezählt. Bei ihrer Abwehr taten sich der Gefreite Henschkiel und Unteroffizier Brockmann der 9. Batterie des 6. Garde-Feldartillerie-Regiments besonders hervor. Ersterer schoß acht, letzterer zehn Tankwagen zusammen.

Die kraftvolle deutsche Verteidigung.

h Haag, 26. Oktober. (Eigene Drahtmeldung.) Der bekannte Kriegskorrespondent Gibbs meldet unterm 25. Oktober aus Frankreich: Die erste und die dritte Armee kämpfen noch sehr mühevoll in waldigem Gebiet südlich von Valenciennes und östlich von Le Cateau. Die Deutschen leisten noch starken Widerstand. Kein einziges Dorf ist in unsere Hände gefallen, ohne daß diesem Gewinn eine große Schlacht vorangegangen wäre. Trotz alledem haben die Engländer in den vergangenen 24 Stunden viele Dörfer genommen und sind trotz des heftigen Feuers über die kleinen Flüsse Harpies und Ecaillon vorgedrungen. Der Feind ist im Besitz vieler Kanonen und Maschinengewehre. Unsere Mannschaften rücken im offenen Felde ohne jeden Laufgrabenschutz gegen den Rand der Wälder vor, in denen die Deutschen gute Deckung haben. Aus diesen Gründen ist der Vormarsch nicht gerade leicht. Der Gegner hat auserlesene Truppen und füllt die Lücken mit frischen Bataillonen auf.

Schweres Ringen an der Brenta.

(W. T. B.) **Wien**, 26. Oktober. Amtlich wird verlautbart:

Italienischer Kriegsschauplatz:

Die Kämpfe in den Sieben Gemeinden fanden gestern nach den Mißerfolgen, die die Italiener und Franzosen am Vortage erlitten, keine Fortsetzung.

Oestlich der Brenta kam es erneut zu einem erbitterten, bis in die Nacht andauernden Ringen. Brennpunkte des Kampfes waren wieder der Monte Asolone und der Monte Pertica, die mehrmals in die Hände des Feindes fielen, um immer wieder durch Gegenangriffe zurückerobert zu werden. Nur unter schwersten Opfern vermochten die Italiener gegen Abend auf beiden Bergkuppen neuerdings Fuß zu fassen. Dagegen blieben alle Anstrengungen des Feindes, nordöstlich des Monte Pertica in unsere Linien einzudringen, vergebens. Auch neuerliche Anstürme gegen den Spinuccia scheiterten an der Tapferkeit der Verteidiger.

Im Alano-Becken schlugen unsere Sicherungstruppen italienische Vorstöße ab. Die Haltung unserer Braven war wieder über jedes Lob erhaben.

Balkankriegsschauplatz:

In Serbien gingen wir schrittweise in die Stellungen von Kragujevac zurück.

Auf dem albanischen Kriegsschauplatze keine größeren Kampfhandlungen.

Der Chef des Generalstabes.

*

ep **Chiasso**, 26. Oktober. In Rom breitet sich die Grippe außerordentlich stark aus. In den letzten Tagen starben durchschnittlich 200 Personen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191810273/fragment/page=0001
DFG

Ruhe und Festigkeit.

Von Gen. d. Inf. Frhrn. von Freytag-Loringhoven, Chef des Stellv. Generalstabes der Armee.

In den hinterlassenen Aufzeichnungen des Generals v. Clausewitz für den Unterricht, den er dem Erben der preußischen Krone in den Jahren 1810 bis 1812 zu erteilen hatte, führte er aus, daß in bedrängter Lage auch die glänzendsten Eigenschaften des Geistes im Kriege nur von geringem Nutzen seien; man müsse sich daher, „damit es nicht an Ruhe und Festigkeit fehle, mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen“. Wer möchte Clausewitz nicht recht geben, wenn er weiterhin sagt, daß eben die Vertrautheit mit diesem Gedanken es sei, die Friedrich den Großen auch in den schwersten Schicksalsschlägen des Siebenjährigen Krieges aufrechterhalten habe! Das möge uns zugleich eine Lehre und eine Hoffnung sein in diesen Tagen, denn noch wissen wir nicht, ob wir dem Frieden nahe sind oder noch weiteren schweren Kämpfen entgegensehen müssen. Bleiben uns solche nicht erspart, dann gilt es, das uns Bevorstehende fest ins Auge zu fassen, wie es Clausewitz seinem prinzlichen Schüler anrät.

Nicht im Sinn der Verzweiflung, sondern in dem höchster männlicher Tatkraft wird hier der „Gedanke eines ehrenvollen Unterganges“ vertreten. Selbsterlebtes voll tiefen Schmerzes hat dem Verfasser bei seiner Niederschrift vorgeschwebt. An der Seite des tapferen Prinzen August von Preußen war er in den Ückersümpfen von Prenzlau bei dem vergeblichen Versuch, sich nach Stettin durchzuschlagen, in Gefangenschaft geraten. Ueber jene unselige Kapitulation von Prenzlau am 28. Oktober 1806 sagt v. d. Marwitz: „Sie untergrub und zerstörte den Geist der Nation. Sie pflanzte den Kleinmut und die Selbstsucht in alle Herzen, sie streute Ideen von Verrat unter das Volk und verbreitete den alles Große, Edle und Mannhafte ertötenden Gedanken, daß alles doch vergeblich sei, es könne doch nicht mehr geholfen werden, statt daß eine mannhafte Verteidigung, und wäre selbst Vernichtung ihr Ende gewesen, einen jeden Preußen, der nur davon gehört hätte, mit Mut und Bewunderung erfüllt und seinen Mut gegen den Feind entflammt haben würde.“

Unendlich dankbar sollten wir sein, daß uns in mehr als vierjährigen Siegen gegen die ganze Welt nirgends eine Schande, wie sie die preußischen Offiziere von damals mit brennender Scham erfüllte, zugemutet geworden ist. Das Ehrenschild des deutschen Heeres ist völlig blank. Hüten wir uns daher, in der Heimat den Gedanken, „daß alles doch vergeblich sei, uns könne nicht mehr geholfen werden“, wie ihm Marwitz Ausdruck verleiht, in uns aufkommen und Kraft gewinnen zu lassen! Die suggestive Wirkung verzweifelter Stimmungen ist in unserer Zeit breitester Oeffentlichkeit weit gefährlicher als vor hundert Jahren. Auch ganz auf uns allein gestellt, sind und bleiben wir zu erfolgreicher Gegenwehr durchaus in der Lage. Wir sind es unsrem gegen eine Uebermacht von Menschen und Kriegsmaterial aller Art tapfer ringenden Heere schuldig, unsre Stimmungen zu beherrschen. Sie dürfen in der Lage, in der wir uns jetzt befinden, keinen Augenblick den opferwilligen Geist schwächen. Bewahren wir Ruhe und Festigkeit, dann wird der feindliche Vernichtungswille an unsrer geeinten Volkskraft zuschanden werden und in nicht ferner Zeit das Morgenrot besserer Tage anbrechen. Lassen wir aber das schmachvolle Gefühl, es sei alles vergeblich, in uns aufkommen, wird sich die Sonne deutscher Zukunft für immer verdunkeln.

Wir sind nicht besiegt!

Von Richard Gädke, Oberst a. D.

Die Note Wilsons zeigt uns, wohin die Reise geht. Mit der Rücksichtslosigkeit des Tones, mit der Miene des siegreichen Herrn sucht er uns einzuschüchtern und uns willfährig für die härtesten Bedingungen zu machen. Er spricht es ja auch offen genug aus, daß er uns außerstande setzen will, die augenblickliche Ueberlegenheit der feindlichen Heere jemals wieder bestreiten zu können. Sind wir aber erst waffenlos geworden, dann müssen wir uns allen Friedensforderungen fügen, die die Gegner uns irgendwie auferlegen wollen. Wie hart und schwer sie sein werden, können wir schon jetzt aus den Aeußerungen der feindlichen Presse ersehen.

So wie Wilson mit uns zu sprechen wagt, kann man nur mit einem rettungslos Besiegten sprechen. Wir sind aber noch nicht besiegt, und selbst aus der oben erwähnten Bemerkung klingt doch wider Willen eine geheime Sorge heraus. Geben wir es unumwunden zu, daß die Ueberlegenheit der strategischen Lage augenblicklich beim Gegner ist. Nur aus kühler und klarer Erkenntnis der Wirklichkeit können Wille und Begeisterung die richtigen Mittel finden, um die Lage nochmals mit mächtiger Anstrengung zu ändern und das widrige Geschick zu meistern.

Bisher hat die Heeresleitung unser Heer ungeschlagen zu bewahren vermocht, der Feind hat seine strategischen Absichten nicht zu erreichen gewußt. Auch seine Kräfte können keine unerschöpflichen sein, auch seine Truppen sind nicht imstande, Woche für Woche und Monat für Monat die furchtbar blutigen Angriffe zu wiederholen, die trotz taktischer Erfolge dem Wesen nach unfruchtbare waren. Wir müssen uns nur immer auch in die inneren Verhältnisse der anderen, in deren Seelenstimmung versetzen, die doch wahrhaftig auch nur Menschen und keine Halbgötter sind. Glaubt man, daß auf ihre Truppen und auf ihre Völker das Dauermorden ohne erschütternden Eindruck bleibt? Gewiß reißt der Siegestaumel viele mit sich fort, aber die Front, die nicht von Heldengesängen lebt, sondern in Not und Tod, in Blut und Dreck watet, unter Hunger, Regen und Kälte leidet, die weiß es anders. Die feindlichen Feldherren handeln vollkommen richtig, mit mitleidslosem, stahlhartem Willen ihre erschöpften Truppen immer wieder vorzureißen und ihre Uebermacht an den ganzen, an den großen, den entscheidenden Sieg zu setzen. Darum eben werden wir gegenwärtig überhaupt keinen Waffenstillstand erhalten, solange die Gegner noch hoffen können, ihr Werk auf dem Schlachtfeld zu vollenden.

So oder so müssen wir den Kampf durchfechten. Darum aber gibt es gegenwärtig auch kein anderes Gebot, als den Kleinmut und die Friedenssehnsucht, jene, die den Frieden um jeden Preis sucht, in uns und bei unserem Volke zu bekämpfen. Der Verzagte verliert sicher, wo der Mutige den rettenden Steg findet, der ihn vom Abgrunde weg zur Höhe des Erfolges führt.

Wir sind mit einem stolzen, in hundert Schlachten siegreichen Heere noch nicht am Ende unserer Kraft angelangt, und wir müßten uns vor unseren Vorfahren und unseren Nachkommen schämen, wenn wir jetzt das Spiel aufgeben und unseren Nacken unter das Gebot mitleidsloser Feinde beugen wollten.

Was uns not tut, ist zunächst, einmal die Freiheit strategischen Handelns wieder zu gewinnen, von neuem die Vorhand an uns zu reißen und die Trümpfe des hohen Spieles in die Hand zu bekommen. Wenn Foch im Juli überraschend zum Angriff vorbrach und damit die Lage so gründlich zu seinen Gunsten änderte, wer sagt uns denn, daß die Reihe nicht, vielleicht eher als wir denken, auch wieder an unsere Armeen kommen wird? Der Angriff ist noch immer das Mittel gewesen, durch das allein die Minderzahl zum Siege gelangte, er ist das Vorrecht der großen Feldherren und der ruhmgekrönten Heere, die ihre Namen in die Tafeln der Weltgeschichte eingraben.

Niemand zweifelt, daß wir den Krieg mit ungebrochener Kraft bis zum Winter, bis zum nächsten Frühjahr fortsetzen können. Es wäre eine Frage äußersten Kleinmutes, jetzt sich umzusehen, wie es etwa später werden könnte. Schlimmer als jetzt kann es niemals werden. Was im Frühjahr eintritt, weiß Gott im Himmel allein; unsere Feinde sehen dem Jahre 1919 nicht mit geringerer Sorge entgegen als wir. Ohne jede Wirkung ist unser U-Bootkrieg doch nicht gewesen. Der Feind aber hat kühn seine Ernährungssorgen zugunsten der Ansammlung von Truppen und Streitmitteln zurückgestellt. Das war ein großer Entschluß, den der Erfolg bisher gerechtfertigt hat. Aber die Sorge bleibt, sie nistet im tiefsten Herzen des Feindes.

Wollen wir uns von Franzosen und Engländern beschämen lassen? Dann verdienen wir besiegt und zur Ohnmacht verdammt, zerstückelt zu werden, wir dürfen uns nicht beklagen, sondern haben unser Geschick kleinmütig auf uns genommen.

Denken wir nicht an das nächste Frühjahr, denken wir nur an die Gefahren der Gegenwart und wie wir sie durch Mannhaftigkeit beschwören können. „b.“

Die Entwicklung unseres Abwehrverfahrens in den vier Kriegsjahren.

Das deutsche Abwehrverfahren, das heißt die Gesamtheit der Mittel, sich gegen einen gegnerischen Einbruch zu verteidigen und ein Durchbrechen unserer Front zu verhindern, hat im Laufe der vier Kriegsjahre mannigfaltige Wandlungen erfahren.

Als der Bewegungskrieg zum Stellungskrieg erstarrt war, stützte sich die Verteidigung zunächst nur auf einige Grabenlinien, eine Gliederung nach der Tiefe war nicht vorhanden. Gesteigerte Artillerie- und Minenwirkung zwang uns jedoch bald dazu, die einfachen Grabenlinien zu einem Stellungssystem von größerer Tiefe auszubauen. Die Gräben wurden vervielfältigt, rückwärtige Stellungen entstanden. Die feindliche Artilleriewirkung wurde dadurch zersplittert, und zugleich wurden unserer Verteidigung Anklammerungsmöglichkeiten im rückwärtigen Gelände gegeben. Ferner wurde der Infanterie, die bisher auf sich selbst bei der Abwehr feindlicher Angriffe angewiesen war, durch Ausbildung des Artilleriesperrfeuers eine wirksame Unterstützung geschaffen. Die Infanterie blieb mit ihrer Hauptmasse in der vordersten Linie massiert, der Kampf dreht sich bei feindlichem Angriff um die vorderste Stellung, für deren Behauptung man sich mit allen Mitteln einsetzte.

Die ungeheure Verdichtung des feindlichen Artilleriefeuers und die zeitliche Ausdehnung der Artillerievorbereitung, wie sie die Sommeschlacht brachte, stellten unser Abwehrverfahren auf eine ganz neue Grundlage. Anstatt die Infanterie weit vorne zu massieren und sie dem zermürbenden Einfluß zusammengefaßter Artilleriewirkung und der Möglichkeit des plötzlichen Ueberranntwerdens auszusetzen, wurde die Stellungsinfanterie im weitesten Maße nach der Tiefe zergliedert. Vorn am Feinde ließ man nur einen leichten Postenschleier, stark genug, feindliche Erkunder abzuwehren, jedoch nicht zu nachhaltiger Verteidigung bestimmt. Bei starkem feindlichem Angriff hatte er den Auftrag, kämpfend auf eine weiter rückwärts gelegene Hauptwiderstandslinie zurückzugehen, um die dann gekämpft wurde. Mit anderen Worten: vor der Hauptwiderstandslinie war ein Vorfeld geschaffen worden, das starre Festhalten an der vorderen Grabenlinie war aufgegeben.

Dieses System wurde nun weiterhin ausgebaut. Die sich immer mehr steigernde Artilleriewirkung ließ es zwecklos erscheinen, sich auf das Halten vorderer Stellungsteile, das nur mit ungeheuren Opfern zu erkaufen war, zu versteifen. Die Verteidigung wurde daher noch beweglicher, noch mehr in die Tiefe hinein geordnet. Der Kampf drehte sich nicht mehr um einzelne Linien, sondern um ganze Stellungszonen. An Stelle durchlaufender Rückhaltlinien wurden im Gelände verstreut mit Maschinengewehren und Infanterie besetzte Anklammerungspunkte geschaffen, die durch geschickte Anpassung an das Gelände der Sicht entzogen waren. Ihre Aufgabe war es, den feindlichen Ansturm, der nach Zertrümmerung der vorderen Gräben vorwärts drang, zu hemmen, ihn an rückwärtigen Stellungen zu brechen. Zugleich wurde die Beweglichkeit der Reserven immer weiter ausgestaltet, so daß es innerhalb der Stellungszone zu regelrechten Bewegungskämpfen kam, in die auch bespannte Artillerie eingriff.

Durch geschickte Anpassung an das Gelände war die Lage der Anklammerungspunkte der feindlichen Lufterkundung entzogen, und es daher der feindlichen Artillerie fast unmöglich gemacht, sie während der Vorbereitung des Infanteriesturmes niederzukämpfen. Das Gelingen des Durchbruchs hing aber von der Unschädlichmachung dieser Maschinengewehr-Nester ab. Diese für die Stellungsartillerie unlösbare Aufgabe mußte eine neue Waffe lösen: die Tanks. Durch sie ist der Feind in die Lage gesetzt, in direktem Schuß die Maschinengewehr-Nester während des Angriffs niederzuhalten.

Auf diese Waffe hat der Gegner nun seine neue Angriffstaktik aufgebaut. Er verzichtet auf eine ergiebige Artillerievorbereitung und hat alles auf taktische Ueberraschung eingestellt. Der Masseneinsatz von Tanks macht die Artillerievorbereitung, während deren wir unsere Reserven heranziehen und bereitstellen könnten, nicht mehr nötig. Diese Taktik bedeutet also für den Verteidiger einen ungünstigen Zeitverlust. Die Erfolge, die der Feind bei seinen Angriffen an der Marne und nördlich Montdidier errang, verdankt er diesem Umstande. Dem neuen feindlichen Verfahren paßten wir sofort unsere Abwehr an. Das Gelände, in das der Feind einzudringen vermag, geben wir preis, belassen schwächere Nachhuten am Feinde und nehmen den Kampf selbst erst in einer weiter rückwärts gelegenen Stellung auf. Auf dem Wege, den der Feind bis zu dieser Stellung zu durchlaufen hat, ist es möglich, durch bewegliche, leichte Artillerie und durch Maschinengewehre den Tanks einen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Auf die Weise haben wir es hier wiederum mit der Schaffung eines Vorfeldes von allerdings größerer Tiefe zu tun. Die Hauptstoßkraft des Gegners ist schon gebrochen, bevor er gegen die eigentliche Widerstandslinie anrennt.

Politiker des Ostens.

(Von unserem Sondervertreter.)

Kiew, 23. Oktober.

Die große Redeschlacht, die nach der Wiener Friedensnote anhub, hat uns Deutsche wieder einmal gezwungen, Vergleiche zwischen unseren Staatsmännern und denen anderer Länder anzustellen. Weiß der Himmel, daß, je länger dieser Krieg dauert, solche Vergleiche immer weniger zu unseren Gunsten ausfallen. Was hat man in der Wilhelmstraße oder sonstwo im Reiche der straffen Logik eines Balfour entgegensetzen können, die dadurch keineswegs an Wucht verlor, daß der Lord extemporierte, da er die Note kaum eine Stunde vorher erst gelesen hatte. Er sprach gewissermaßen freihändig, ohne amtlichen Souffleurkasten und schüttete die Gedanken, die natürlich in jedem Zoll englisch blieben, nur so aus dem Rockärmel. Wann wird man das auch einmal in Berlin können und auf den Hieb à tempo, wie es eben die wahre Fechtkunst erfordert, den Gegenhieb austeilen! Oder wie wird man dort jenem Clémenceau begegnen, der die haßgeschwollenen Worte gegen Germanien vor den Senatoren bellte, wie der Feldherr, der zum Durchbruch der Feindesfront schreitet, seine Reitermassen zusammenrafft und in die Walstatt wirft — grandios in der Finsternis der Gesinnung, ein Demosthenes und ein Herostratos in derselben Person . . . Man fürchtet, man wird das nur sehr mittelmäßig bei uns können, obschon unsere Fechterstellung gewiß nicht schlechter ist, als die der anderen.

Aber vielleicht haben wir den schwachen Trost, daß wenigstens östlich der alten Reichsgrenzen dieselbe Mittelmäßigkeit der Kunst sich breit macht, verantwortlich in Politik zu machen; und vielleicht ist jene rhetorische und dialektische Ueberlegenheit Londons oder Paris' nur ein Vorzug der „westlichen Demokratien“? Leider ist auch dieser Trost dem genommen, der den Osten früher gesehen hat, und noch mehr dem, der ihn heute sieht. So ist es in Polen, so ist es in der Ukraine: Man weiß nichts von jenem Nebelgewölk, in dem die Zeusgestalten unserer Bureaukraten zu thronen lieben; man bekommt weder Herzklopfen, wenn man in das Vorzimmer eines Ministerpräsidenten eintritt, noch begegnet man im Allerheiligsten selbst einem Gott oder einem Halbgott oder doch einem solchen dem Irdischen enthobenen Wesen, das sich für einen von beiden hält. Sondern man trifft einen Menschen (M—n und sehr selten nur einen Beamten), einen Menschen, mit dem man reden kann, wie man etwa mit einem alten Geschäftsfreund redet; kein Bureaukratenblick hält fürchterliche Musterung, ob man auch eine vorschriftsmäßige Krawatte und noch mehr eine vorschriftsmäßige Gesinnung mitgebracht hat. Das war im alten zaristischen Rußland nicht anders als im jetzigen neugeborenen Osten. Man mag früher allerlei Hokuspokus um die Person des „Herrschers aller Reußen“ gewebt haben; aber zu jedem russischen Minister, zu jedem hohen russischen General führte der Weg für jeden, selbst für den geringsten Bauern, direkt durch das Vorzimmer. Vielleicht kam der, der dem dort wartenden Tschinownik einen Rubel oder zwei in die Hand drückte, eine Stunde früher zur Audienz. Aber empfangen wurde jeder ohne Zeremoniell, ohne hochnotpeinliche Leibes- und Gesinnungsvisitation. Das bestätigt jeder, der Rußland nicht nur aus den Schulbüchern kennt. In Deutschland aber kostet es Herzbeschwerden und einen ganzen Tag Aufregung, von den Realien der Audienztoilette ganz abgesehen, um mit einem Generalkonsul oder Bürgermeister sprechen zu können.

Im Wartezimmer des ukrainischen Hauptministeriums hängt in Tintenschrift das Schild: „Wenn Du zu einem vielbeschäftigten Menschen kommst, so fasse Dich kurz und mache, daß Du fortkommst.“ Gewiß, wer den Ministerpräsidenten besucht, kommt zu nichts anderem als einem „vielbeschäftigten Menschen“. Oder man kommt ins Heimann-Palais, wo die früheren russischen Gardeoffiziere aus alten Grafen- und Fürstengeschlechtern mit aufgepflanzten Bajonetten Wache stehen. Dort wird man sicherlich in zwangslosester Weise über die augenblicklichen Möglichkeiten, mit der oder jener Exzellenz zu sprechen, unterrichtet, und schließlich tritt mit vor Eile gerötetem Gesicht die Exzellenz höchst eigenbeinig in den Vorraum, schüttelt einem, wie einem alten Bekannten, die Hand und entschuldigt sich vielmals, daß sie heute wegen dringendster Staatsgeschäfte — Handelsvertrag mit Bulgarien, Staatsvisite des finnischen Gesandten und was weiß ich — nicht eine freie Minute habe, und bittet schließlich dringend, ohne jede weitere Formalität am anderen Tag gleich für eine ganze Stunde sie in ihrem Arbeitszimmer zu besuchen. Das ist Rußland, das Land mit der verschrienen Auto- und Bureaukratie. Wie weit sind wir Deutsche doch eigentlich von diesem Rußland noch entfernt, und wann endlich werden wir so glücklich sein, die Zöpfe unserer Zeremonienmeister und Bureaupaschas abgeschnitten zu sehen!

Es gibt im Osten zwei Kategorien von beamteten Politikern, die man allenthalben streng voneinander scheiden kann. Die eine ist aus dem höheren Beamtenstab des zaristischen Rußlands hervorgegangen und hat sich sehr schnell in die neue Ordnung der Dinge eingelebt. Freilich, über die alten Methoden ihres Handwerks sind diese Leute auch bis heute noch nicht hinausgekommen: Kabinettsarbeit hinter verschlossenen Türen, geheime und sehr geheime Akten, Benutzung der Sprache, um Gedanken zu „lackieren“. Sie reden eine geschlagene Stunde mit ihrem Interviewer, und bringen es fertig, in dieser einen Stunde mit ihren sechzig Minuten einen ganzen Roman und doch nicht eine Silbe positiver Politik von sich zu geben. Einer dieser Leute ist Exzellenz P., Unterstaatssekretär im Außenministerium, eine für die deutsch-ukrainische Politik außerordentlich wichtige Persönlichkeit. Aber wer glaubt, bei diesen Leuten auf das zu stoßen, was man in Deutschland Bureaukratie nennt, der täuscht sich gewaltig. Gerade der frühere hohe russische Beamte ist ein Lebenskünstler besonderer Art; in jedem steckt etwas vom Geiste jenes Epikuros, der lebt und leben läßt. Wenn diese Leute in Galaequipagen fahren, dann tun sie es, weil sie so schneller befördert werden, sonst gehen sie auch genau so gern zu Fuß. Wenn sie einen Staatsfrack anziehen, dann tun sie es, weil sie den eigenen Straßenanzug sparen wollen; auf den Gedanken, daß der Staatsfrack zu ihrem Wesen gehören könnte, ist noch niemand von ihnen verfallen. Kurz, sie sind alles andere als Bureaukraten.

Die andere Sorte von beamteten Politikern im Osten sind die, welche ohne jede Beamtenlaufbahn aus der brodelnden Masse gärender politischer Entwickelung heraus auf ihre Ministerfauteuils gelangt sind. So waren die Minister der alten Radaregierung; so auch, wenn auch nicht mehr mit den ganz deutlichen Merkmalen jener, sind im allgemeinen die Minister der jetzigen Regierung in Kiew. Es ist kein Unterschied zwischen diesen Männern und etwa jenen, wie sie in den Pariser oder römischen Ministerien sitzen. Wer zum gegenwärtigen Ministerpräsidenten Lysogub kommt, glaubt in das Bureau eines stark beschäftigten Rechtsanwaltes zu gelangen. Man meldet sich bei einem dienstbaren Geist an, der scheinbar rein zufällig eine Offiziersuniform trägt, wartet ein paar Minuten, bis die fünf oder sechs Leute, die schon vorher da waren, abgefertigt sind, und ist darin. In einem kleinen, behaglich eingerichteten Arbeitszimmerchen nämlich, in dem ein Herr sitzt, der offenbar sehr starke Zigarren gleich kettenweise raucht, und nach kurzer Vorstellung schwimmt man schon mitten drin im politischen Fahrwasser. Diese Leute gehen der Politik mit Temperament nach. Aus ihren Akten machen sie keine Mördergruben. Die Presse insbesondere ist ihnen nicht notwendiges Uebel, sondern Hauptelement der Politik. Die Richtung, in der sie arbeiten, ist die Tendenz; die

---

Von welcher Art bist du?

Roman von H. Courths-Mahler.

(Nachdruck verboten.)

Der Kommerzienrat hätte nichts gegen die beiden jungen Herren als Schwiegersöhne einzuwenden gehabt. Sie stammten aus den ersten Familien der Hansastadt und waren ganz tüchtige Menschen. Aber Felice schien wenig Neigung dafür zu haben, einen dieser jungen Herren auszuzeichnen. Sie hatte ihr junges Herz noch nicht an einen Mann verloren. Nach Jungmädchenart hatte sie wohl einmal vorübergehend für diesen oder jenen jungen Mann ein etwas wärmeres Interesse empfunden, aber bei näherer Bekanntschaft war dieses Interesse stets wieder verblichen. So stand sie auch diesen beiden Herren mit kühler Reserve gegenüber, wenn sie auch freundlich für die schönen Blumen dankte und einige scherzende Worte mit den Herren wechselte.

Als dann die Begleiter der Passagiere den Dampfer verlassen mußten, war ihr Abschied von den Herren so flüchtig, daß man ihre absolute Gleichgültigkeit erkennen konnte. Sie beschäftigte sich viel inniger und herzlicher mit Fräulein Haller, die krampfhaft ihre Tränen zurückhalten mußte. Trennte sie sich doch zum erstenmal für längere Zeit von Felice, seit sie als Erzieherin in das Rottmannsche Haus gekommen war. Und wie sehr ihr Felice ans Herz gewachsen war, merkte sie erst in dieser Trennungsstunde.

Lange stand sie noch, mit ihrem Taschentuch winkend, am Quai und sah dem verschwindenden Dampfer nach. Und Felice lehnte neben dem Vater an der Reeling des Schiffes und winkte zu ihr zurück. Die beiden Verehrer Felices winkten kräftig mit, aber Felice sah nur nach ihrem lieben treuen Hallerchen, nach der liebevollen Beschützerin ihrer Jugend, die ihr so viel, wie es ein fremder Mensch tun kann, die Mutter ersetzt hatte. Fast erschien es ihr undankbar, daß sie sich so sehr von ihr fortgesehnt hatte. „Ich komme ja wieder, Hallerchen“, sagte sie wie begütigend vor sich hin.

3. Kapitel.

Nach einer sehr angenehm verlaufenen Seereise, die nur einmal durch einen frühzeitigen, vorübergehenden Gewittersturm etwas unruhig gewesen war, langte die „Felice“ in Brasilien an.

Zuerst legte der Dampfer im Hafen von Pernambuko an.

Hier stiegen eine große Anzahl Passagiere aus und einige neue nahm der Dampfer auf.

Felice hatte mit ihrem Vater dem Aus- und Einschiffen der Passagiere zugesehen. Mancher Abschiedsblick, mancher Gruß flog zu der schönen jungen Dame und ihrem Vater hinüber. Man freundet sich auf einer Seereise sehr schnell mit den Mitpassagieren an. Eine solche gemeinsame Dampferfahrt, während welcher man täglich miteinander verkehrt und nichts weiter zu tun hat, als sich auf möglichst angenehme Weise die Zeit zu vertreiben, führt die Menschen schnell zueinander. Und Felice war entschieden die schönste und liebenswürdigste junge Dame an Bord. Einige der Herren hatten ihr sicher zu tief in die dunklen Wunderaugen gesehen und kamen nun schwer von ihr los.

Felice konnte aber sehr herzensruhig diesen Abschied über sich ergehen lassen. Keiner der jungen und älteren Herren war ihrer Seelenruhe gefährlich geworden.

Aber als sie jetzt die ankommenden Passagiere musterte, richtete sie sich plötzlich ein wenig empor, und ihre Augen sahen interessiert in ein gebräuntes, schmales Männergesicht, aus dem zwei tiefliegende, stahlblaue Augen scharf und energisch herausblitzten. Die Züge dieses Männergesichts verrieten eine eiserne Willenskraft, und um den schmallippigen, ausdrucksvollen Mund lag ein herber, fester Zug, der wie verbissener Trotz wirkte. Man sah diesem Manne, der etwa in der Mitte der Dreißig stand, an, daß er eine Kampfnatur war, die sich in harten, schweren Kämpfen betätigt hatte, und daß er das Leben zu meistern verstand. Der Fremde hatte eine schlanke Gestalt. Seine Muskeln schienen wie von Stahl zu sein, die Bewegungen waren schnell und elastisch und sein ganzes Auftreten sicher und zielbewußt. In den Augen lag ein Ausdruck, als sei er gewohnt, Gefahren abzuschätzen und ihnen geistesgegenwärtig zu begegnen. Seine Art, mit den Leuten, die ihm ihre Dienste anboten, zu verkehren, verriet, daß er gewohnt war, zu herrschen. Ruhig und bestimmt gab er seine Befehle. Der schmale Kopf saß stolz auf den breiten Schultern. Es war eine imponierende und interessante Erscheinung. Ein praktischer, gut sitzender, aber nicht sehr eleganter Reiseanzug mit Kniehosen, dazu ein leichter Paletot von grauer Farbe und eine karierte Mütze, unter der von dem im Nacken kurz geschnittenen, dunklen Haar nicht viel zu sehen war, bildeten seine Kleidung. Er sah aus wie ein Mensch, der nicht viel Zeit hatte, sich um Modetorheiten zu kümmern, der aber trotzdem einige Sorgfalt auf seinen Anzug verwandte, wie es jeder gebildete Mensch tut, der eine gute Kinderstube gehabt hat.

In seiner ganzen Art zeigte sich eine sichere Ruhe, die aber durch Willenskraft einem lebhaften Temperament abgerungen war.

Felice hielt den Fremden, sie wußte nicht warum, für einen Deutschen. Vielleicht wegen der stahlblauen Augen. Während er mit einem Kofferträger sprach, sah sie prachtvolle Zähne aufblitzen. Er trug keinen Bart und gerade deshalb vielleicht erhielt sein markantes Gesicht ein so durchaus männliches Gepräge. Denn die prägnantesten Züge in einem Männergesicht verdeckt meistens der Bart.

Als der Fremde den Kofferträger abgefertigt hatte, blickte er sich langsam und prüfend um. Und da begegneten seine Augen denen Felices. Einige Augenblicke ruhten die beiden Augenpaare wie forschend und prüfend ineinander.

In Felices Gesicht stieg eine leichte Röte, und sie fühlte eine seltsame, nie gekannte Erregung unter dem kühl forschenden, abwägenden Blick dieser Männeraugen.

Der Fremde wandte sich endlich ab, wohl, um die Dame nicht durch seine Blicke zu belästigen. Aber nach einigen Minuten wandte er sich ihr langsam, wie zufällig, wieder zu. Und als er Felices Blick noch auf sich gerichtet sah, schoß es aus seinen Augen wie das Blitzen geschliffenen Stahles.

Sie erschrak und wandte sich nun hastig ab, ihrem Vater zu, der gleichfalls vorhin die Gestalt des Fremden mit Interesse betrachtet hatte, aber nicht merkte, daß seine Tochter ebenfalls von dieser Erscheinung gefesselt war. Felice fühlte, daß ihr Herz laut und hastig klopfte, und wagte nicht, noch einmal nach dem Fremden hinüberzusehen.

Im Verlauf der nächsten Stunden begegnete sie ihm aber noch einige Male. Und immer, wenn seine Augen in die ihren trafen, fühlte sie eine brennende Unruhe in ihrem Herzen.

Die „Felice“ hatte den Hafen von Pernambuko wieder verlassen. Sie steuerte nun weiter nach Süden.

Während der Mittagstafel saß der Fremde in nächster Nähe von Vater und Tochter. Und wieder trafen seine Augen zuweilen in die Felices. Dabei wollte ihr scheinen, als habe sich der scharfe forschende Ausdruck dieser Augen verloren, als blickten sie jetzt wärmer und weicher, wie es eigentlich zu seinen eisernen Gesichtszügen gar nicht paßte.

Jedenfalls war Felice Rottmanns Herz zum ersten Male in ihrem Leben in einer so stürmischen Aufregung eines Mannes wegen.

Nach der Mittagstafel begab sich Werner Rottmann in das Schreibzimmer, um einige Korrespondenzen zu erledigen, die er nach seiner Ankunft in Rio de Janeiro zur Post geben wollte.

Felice hielt während dieser Zeit auf dem Deck eine Siesta. Ihre Gedanken flogen dem Dampfer voraus nach Rio de Janeiro und suchten ihre Mutter. Aber dann irrten sie ab von diesem Gegenstand und beschäftigten sich mit dem interessanten Fremden, der heute auf den Dampfer gekommen war.

Bei Tisch hatte sie ihn heimlich beobachtet. In sich versunken hatte er vor sich hingestarrt, mit düsteren Augen und herb aufeinandergepreßten Lippen. Nur wenn er sie zuweilen ansah, verlor sich der Ausdruck verbissenen Trotzes, der seinem Gesicht ein so unfrohes Gepräge gab. Dann leuchtete es so seltsam warm in seinen Augen auf, und er sah sie an, als wollte er fragen: „Von welcher Art bist du?“

Wie gelähmt hatte sie in seine Augen geblickt, es

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191810273/fragment/page=0002

Art, wie sie arbeiten, leidenschaftliche Ueberzeugung. Daß sie den Bureaukraten in ihrer Mitte niemals dulden, ist wohl selbstverständlich.

So beschaffen sind die Politiker des Ostens. Man darf gewiß der Meinung sein, daß wir in Deutschland von ihnen durchaus lernen können, politische Geschäfte zu machen. Aber diese Meinung wird fast zum Dogma, wenn man sich vorstellt, was würden diese östlichen Politiker unternehmen oder besser, schon unternommen haben, wenn sie in ähnlicher Weise angerempelt worden wären wie wir und unsere Staatsmänner jetzt nach der Wiener Friedensnote.

Ein Ruf an die deutschen Frauen.

Von Dr. Elsbeth Schwenke.

Es gibt Frauen in Deutschland, die jammern: uns geht es so schlecht, daß wir eher wünschten, die Feinde kämen ins Land — dann wäre der Krieg doch aus!

Es gibt Frauen in Deutschland, die sagen: es ist uns ganz gleich, ob wir Deutsche sind oder Engländer oder Franzosen — wenn wir nur wieder genug zu essen haben und der Krieg zu Ende geht!

Es gibt Frauen in Deutschland, die schreiben an ihre Männer ins Feld: kämpft nicht mehr weiter! Wir können dies Leben nicht mehr ertragen. Wir wollen den Frieden!

*

Ahnen diese Frauen, was sie damit tun? Wissen sie, daß sie Verrat üben an ihrem Vaterland, Verrat an den Helden der Westfront, Verrat an allen denen, die in den vier Kampfjahren ihr Leben für uns hergegeben haben, daß sie Verrat üben auch an sich selbst, an ihren Kindern und an der Zukunft ihrer Kinder?

Denn Verrat ist es, wenn man die Waffe feige fortwirft in der Stunde der Entscheidung. Und unsere stärkste Waffe ist der unbeugsame Mut, der unerschütterliche Glaube an die deutsche Kraft, die ungebrochen ist, wenn auch im Kampf mit dem überlegenen Material unsere Front nach vier Jahren hat zurückweichen müssen.

Die Spione unserer Feinde hören die kleinmütigen Reden mit Frohlocken und berichten nach Haus: Die Deutschen glauben selbst nicht mehr an ihre Kraft. Jetzt ist es Zeit, sie zu zerschmettern, daß sie das Haupt nie mehr erheben können.

Wenn die Feinde in unserem Lande ständen und uns ihren Frieden brächten, einen Frieden, der uns kaum leben und atmen ließe, dann vielleicht würden die deutschen Frauen spüren, daß sie einst Deutsche waren, daß sie einst ein Vaterland besaßen, das sie treulos im Stich ließen. Dann vielleicht würden sie sich nach den jetzigen Kriegszuständen sehnen wie nach goldenen Zeiten. Aber dann wird es für Mut und Standhaftigkeit zu spät sein, weil uns die Möglichkeit des Kampfes nicht mehr vergönnt ist.

Es war keine Kunst, zuversichtlich zu sein, so lange es uns gut ging und ein Erfolg sich an den andern reihte. Was würden wir sagen zu einer Hausfrau und Mutter, die nach glücklichen Zeiten bei dem ersten großen Unglück ihre Familie verließe und sagte: ihr geht mich nichts mehr an! Jetzt ist die Katastrophe da. In diesem Augenblick, der so bitter ernst ist, wie noch keiner in diesem Kriege, jetzt gilt es, alle Nerven zusammenzureißen und mit einigem, festem Wollen hinter den Obersten Heeresleitung und unserer Regierung zu stehen, ob sie uns nun zum Frieden führen oder zum Kampf.

Ohne Selbstvertrauen sind wir verloren. Wenn wir jetzt gleichgültig und müde werden, geben wir uns gebunden in die Hände unserer Gegner. Jedes unbedachtsame, kleinmütige Wort, das bei uns fällt, steigert den Uebermut unserer Feinde und verschärft ihre Bedingungen. Denn dem Besiegten, der sich selbst aufgibt, kann man alles zumuten, von ihm erwartet man keinen Widerstand mehr.

Das ist die Sache, um die es jetzt geht. Einhämmern möchte man es dem Bewußtsein jeder deutschen Frau, **daß die Gestaltung jeder künftigen Stunde ihres eigenen Lebens abhängt von unserem Verhalten in den nächsten Tagen und Wochen.**

Sonst haben uns die Männer draußen an der Front alles abgenommen. Sie tragen die ganze Last dieses Krieges. Jetzt aber, wo die draußen in Gefahr sind, erdrückt zu werden von der Masse, jetzt brauchen sie die Rückenstärkung in der Heimat, daß sie kämpfen können, sozusagen mit dem Rücken gestemmt gegen die Wand, die ihnen der feste Verteidigungswille der Heimat zur Stütze baut.

Deshalb braucht der Staat jetzt jede mutige Seele. Deshalb braucht er vor allem die Frauen. Denn die Frau gibt im Hause den Ton an; die Frau schreibt ihrem Mann ins Feld, die Frau trägt die umlaufenden Gerüchte weiter. Nie war die Verantwortung der deutschen Frau so groß wie in diesem Augenblick der Verhandlungen, die für unser aller Zukunft entscheidend sind.

Nacht-Schlachtflug an der Aisne.

Skizze von Oberlt. Arndt.

Die Nacht ist dunkel. Kaum kann man die Umrisse der nächsten Gegenstände erkennen. Von Zeit zu Zeit schauern Regenböen vorüber, naß und kalt. Und bei diesem Hundewetter soll geflogen werden? Ausgeschlossen! Alles hat seine Grenzen, auch Schiffe fahren nicht bei Sturm aus. In diesem unermeßlichen Meer der Finsternis würde man umherirren wie ein abgerissenes Blatt, gepeitscht von allen bösen Geistern der Nacht, vom Leben der Erde abgestreift, und nur Kompaß, Uhr und Höhenmesser würden eine schwankende Brücke schlagen zur Erde, die man in Vermessenheit verlassen hätte und über die man jetzt mit einer wahnwitzigen Geschwindigkeit hinwegjagte. Nein, auch dem Flieger sind Grenzen gesetzt, die er nicht überschreiten darf, ohne an die Grenzen des Ewigen zu tasten.

Und doch! Ist's möglich? Auf dem weiten Platze regt es sich. Tore werden aufgerissen, und bei dem zitternden Schein von Laternen sieht man schwarze, gespenstische Gestalten große, riesige Vögel ins Freie zerren, die anscheinend nur verdrossen und widerstrebend folgen. Schwerfällig tappen die vermummten Gestalten der Flieger hinterdrein, keuchend und mit vorgebeugtem Nacken sich durch den Sturm arbeitend. Sie rufen einander zu, kurze, abgerissene Worte, aber man hört es nicht, man sieht nur die Bewegungen ihrer Köpfe und Arme, der Wind verschlingt jeden Laut.

Da machen auch wir uns fertig. Der Hauptmann hat es gesagt: Gerade diese Nacht ist wichtig. Bedeutsame Bewegungen gehen beim Gegner vor, und wir sollen sie stören. Gerade heute, wo er vor uns sicher zu sein glaubt. In dieser Nacht wird er alles das, was das Licht der Tage gehemmt hat, zusammenpressen, morgen früh schon wird das Bild wieder wie unverändert sein. Da gilt kein Zögern. Auf der großen Straße, die wir schon so oft entlang geflogen, würden wir ihn treffen. Marschierende Infanterieregimenter, Lastkraftwagenkolonnen, Artilleriemassen, Maschinengewehrabteilungen, Tanks: ein ganzer waffenstarrender Völkerschwarm würde da unterwegs sein, und wenn wir mit unseren Maschinengewehren und Wurfminen dahinein hauten, aus dem Nichts auftauchend, aus der Nacht, aus der Luft — allerdings, die Wirkung würde vernichtend sein!

Wie lockend ist diese Aufgabe! Und mit einem Male ist es uns, als ob alle Hindernisse, die wir vorhin noch gesehen, gar nicht beständen, als ob sie bloß wie Nebelwände aus dem Boden herausgewachsen seien, uns zu schrecken und zu irren, nun aber von dem heißen Atemzug des bevorstehenden Kampfes zerstäubt und zerstreut würden. Warm springt das Blut uns zum Herzen, vor unsern Augen kreist schon das Feuer der Schlacht.

Wir starten. Weit holt der Propeller aus und greift wirbelnd mit vertausendfachten Händen in das Dunkel. Wie an Bojen, so gleiten wir an den Lichtern des Platzes vorbei. Schwer stampft der Motor, und unser schwankes Schiff schlingert und rollt in den regenschwangeren Böen. Aber die Riesenkraft des Motors zieht es hindurch und reißt uns zur Höhe. Der Wind beginnt schon stetiger zu werden. 800 Meter! Wir kreisen über dem Platz, lassen noch einmal die heimatlichen Lichter unserm Herzen sich einbrennen, dann geht's nach Westen, zum Feind.

Städte und Dörfer in nächtlichem Schlafe fliegen unter uns weg, ohne daß wir es sehen. Die Nacht hat alles mit einem schwarzen Mantel zugedeckt, aber aus Kompaß und Flugzeit schließen wir, wo wir sind. Und warm umhüllt uns das Gefühl, noch über deutschem Boden zu sein. Aber rastlos hämmert der Motor weiter und schleppt uns dem Feindesland zu.

An der Front ist es ruhiger als sonst. Wir werden kaum beschossen. Soll das eine Finte sein? Will man uns weiter ins Land hineinlassen, um uns dort um so toller ins Feuer zu nehmen? Oder erwartet man uns heute nicht? Bei diesem Wetter . . . Wahrscheinlich sind sie schlafen gegangen, haben sich vor der schleichenden Finsternis in ihre Unterstände und Erdlöcher verkrochen und hören uns gar nicht über sich hinwegbrausen. Um so besser für uns.

Wo sind wir nur? Wie ein feuchtes, schwüles und dunkles Gewölbe umschließt uns die Nacht, wie eine Kugel, durch die wir nicht hindurchschauen können. Jetzt müßten wir doch eigentlich die Aisne unter uns haben! — Nein? — Wir gehen mit gedrosseltem Motor tiefer hinunter und beugen uns weit über Bord. Gott sei Dank! Für einen Augenblick zerreißt die Wolkendecke über uns, und durch das dunstige Mondlicht schimmert die Aisne zu uns herauf. Und ein schwarzer, schmaler Strich teilt das matte Silber ihrer Fläche; das ist die Brücke, die hüben und drüben verbindet und die große Kunststraße über den Fluß leitet, der heute unser Auftrag gilt.

Wir sind am Ziel. Tiefer noch gleitet unser großer Vogel hinab, um noch sicherer in die feindlichen Massen hineinzustoßen. Jetzt marschieren, reiten, fahren sie da unten noch in ruhiger Sicherheit ihre Straße, aber nur wenige Augenblicke noch, dann wird ihr Verderben sie mit Keulen überfallen und mit Knütteln niederschlagen.

Die Leuchtbombe fällt und schwankt im Sturme hin und her. Ihr greller Schein läuft mitten über die Landstraße. Herrgott, und welche Massen sehen wir! Menschen, Pferde, Wagen, eine unendliche lebende Kette kriecht mit tausend Füßen unter uns dahin. Und dies ganze Leben wird jetzt erschauern unter dem Blicke des Glotzauges, das da aus der Luft unheimlich herabstarrt, wird wie gebannt des Schicksals harren, das wir ihm bereiten.

Wir sind ihnen verborgen. Geblendet von dem grellen Schein unserer Leuchtbombe können sie uns darüber nicht erkennen; aber furchtbar wird das Rauschen und Brüllen unserer Motoren in ihren Ohren widerhallen.

Denn wir sind ja nicht allein; ein ganzer Schwarm wird sich auf sie herabstürzen, wieder und wieder, bis sie vernichtet sind. Dieser nächtliche Handstreich birgt die Kräfte eines ganzen großen Geschwaders in sich, und alle Raubvögel wollen sich an diesem Köder festbeißen und ihn verschlingen. Wir werden mit Menschenleben jonglieren wie mit Puppen; wir wollen unsere Feinde zerschlagen wie Gras.

Und jetzt geht es los! Im Sturzfluge sausen wir hinab, 200, 100, 50 Meter — böse fängt das Maschinengewehr an zu bellen. Und dann die Minen! Wie trunken taumeln sie auf ihre Beute hinunter, platzen und springen, und ihre Scherben greifen mit langen, spitzen Fingern in heiße Menschenleiber hinein. So geht es weiter. Wir peitschen die große Straße entlang, nach Westen zu. Und das Grauen da unten fühlen wir förmlich zu uns emporschwellen. Die Menschen ducken sich, springen in die Gräben sinken stumm nieder; die Gäule zerren mit verstörten Augen in den Strängen, brechen aus und rasen in die Menschenwellen hinein. Die Wagen stürzen um, immer toller wird der Knäuel.

Das nimmt kein Ende: Wenn wir vorbeigejagt sind, stürzt der nächste auf sie hinab, und dann der dritte, der vierte — die wilde Jagd hört gar nicht mehr auf.

Das Leben zerknickt wie Rohr, und zu einer einzigen großen Gräberstraße wandelt sich das Band des Weges. Gütig umhüllt die Dunkelheit dies Bild der Vernichtung.

Auch wir sehen nichts mehr. Unsere Leuchtbomben sind alle abgeworfen und erloschen, unsere Munition ist verschossen, wie gesättigt halten die Maschinengewehre mit heißen Schlünden still.

Wir kehren um. Unser Flugzeug, solange auf niedrige Höhe hinabgedrückt, steigt wie befreit wieder empor, freudig klettert der Höhenschreiber seine Leiterstufen hinauf. Heimatlich weist der Kompaß nach Osten, zum Flughafen. Müde sinken wir auf unserem Sitz zusammen und starren mit brennenden Augen in die Dunkelheit. Regenböen überschauern uns; zu langen, nassen Streifen gleiten die Tropfen an dem glatten Rumpf unseres Vogels entlang.

Wir achten es nicht. Es geht ja nach Hause.

DEUTSCHES GUT FÜR DEUTSCHES BLUT!

Otto Weddigen lebte, siegte und fiel als leuchtendes Vorbild aller U-Bootsfahrer. Pflichttreue und restlose Opferfreudigkeit gewannen ihm die Bewunderung und die Herzen aller, die ihn kannten. Nach seinem Beispiel streiten wir weiter und sind gewiß, im Rücken gedeckt durch unsere standhaft ausharrende und uns mit allen Mitteln unterstützende Bevölkerung in der Heimat, die sichere Grundlage zu erkämpfen für Deutschlands Entwicklung und Zukunft.

Kapitänleutnant Weddigen

Für sein Vaterland gefallen 1915

Kapitänleutnant Hans Rose

Ihr Jüngster.

„Gott sei Dank“, sagte die alte Frau und ließ die Zeitung sinken, „in Karls Gegend scheint es still zu sein, kleine Erkundungsvorstöße, sonst nichts! Na, ich bin nur froh . . .“ „Aber so beruhige dich doch nur“, ließ sich Onkel Adolf neben ihr verlauten, „der Junge hat seinen sicheren Posten, dem wird schon nichts geschehen!“ — Die alte Frau legte ihre Brille weg und schaute zum Fenster hinaus, lange, lange, wie über Tal und Hügel hinweg, dorthin, wo jetzt ihr Jüngster weilte.

Der saß nicht eben froh auf seinem Krankenkraftwagen und fuhr dem Sanitätsunterstande zu. Müde war er, ehrlich müde. Es war aber auch kein Wunder; seit zwei Wochen ging's ununterbrochen Tag und Nacht — Tag und Nacht! Bei Nacht mußten die Verwundeten von der ersten Verbandsstelle zum Hauptverbandplatz gebracht werden; bei Tag folgte die Weiterbeförderung zur Krankensammelstelle oder zum Feldlazarett. Und kaum eine Stunde Ruh, kaum Zeit, den Wagen wieder notdürftig in Schuß zu bringen; an Schlaf war schon gar nicht zu denken. Man wollte ja auch keine Pause, denn wer die armen Kerle da vorn gesehen, der hätte ja von Stein sein müssen, wenn er sein eigen bißchen Ruhe nicht gern hintangesetzt hätte. Aber man war schließlich nur Mensch. Und doch — solange man am Steuer saß, galt es geschärfteste Anspannung aller Sinne. Erst vorgestern war ein Kamerad, als er nur für den Bruchteil einer Sekunde die Herrschaft über den Wagen verlor, die 20 Meter hohe Böschung hinuntergestürzt — nur Tote und Wagentrümmer wurden noch vorgefunden. Und letzte Woche wurde sein bester Freund in die Heimat abtransportiert: bei einer Nachtfahrt hatte er bei einem Zusammenstoß mit einem Trainfuhrwerk ein Bein eingebüßt. —

Doch jetzt noch eine Fahrt nach vorn, dann hatte er bis Abend frei. — Frei! Wie dieses Wort klang! Man wurde ordentlichst frisch bei dem Gedanken an Strohsack und Schlaf. Und schon wand sich der Wagen die steilen Serpentinen hoch, dem mächtigen Walde zu. In eintönigem Weißgrau lag die Straße, gespenstisch tauchte es neben ihm auf, ein Trupp Infanteristen, ein Pferdekopf, eine Feldküche tauchte auf und versank ins Dunkel zurück. Einförmig summte der Motor sein „ticketacke, ticketacke“, die Wärme des Auspuffrohres drückte sich heiß in die Augen, die matt und starr, weit aufgerissen das Dunkel durchbohrten. Da legte er die Scheibe nieder; lieber frieren als die Angst, die Augenlider möchten nicht mehr Stand halten. Nebenan der Begleiter war eingenickt, seine 19 Jahre und die letzten Wochen hatten ihn untergekriegt. Mochte er nicken, auf der Hinfahrt wenigstens, solange der Wagen leer war.

Der Weg ist wie immer, zu den alten Granatlöchern sind einige neue getreten, da und dort liegt ein Blindgänger auf der Straße, ein zerschossener Karren am Wegrand, ein Gaul, der alle viere nach oben streckt — das gewohnte Bild. Der Wald hat sein Ende erreicht; nur noch zehn Minuten talabwärts, dann ist's gewonnen. Da unten blitzt es in einem fort, vereinzelte Infanteriekugeln verirren sich auch hier herauf. Es ist eine brenzliche Ecke, man kann froh sein, wenn man heil unten ist.

Ein paar hundert Meter sind die Beiden vom Walde entfernt, da platzt der rechte Hinterreifen. Aber kaum haben sie mit Montieren angefangen, so flammt es über ihnen auf — Leuchtkugeln! Scharfumrissen, im überraschenden Licht steht der Wagen zur Schau; nur kurz, jedoch lange genug für die feindliche Artillerie. Schon pfeift die erste Granate. Rechts ein Einschlag. Es zittert der Boden. Mit zusammengebissenen Zähnen wird gearbeitet, schnell und schweigsam. Nach langen Minuten geht's weiter, nun mit doppelter Vorsicht, denn die Straße ist wie zerwühlt von den Einschlägen.

Endlich dürfen sie aufatmen; sie stehen unten am Sanitätsunterstand und können aufladen. Zwei Schwerverwundete sind schon vorsorgt; da setzt die Beschießung von neuem ein. In Deckung zu gehen ist unmöglich, sie dürfen die Wagen nicht verlassen. Also weiter in der Arbeit! Der dritte Mann wird eben eingeladen, ein alter Landstürmer ist's, der mit seinem Bauchschuß leise stöhnt, da schlägt ihnen ein Granatsplitter Bahre und Mann aus der Hand. Der Atem stockt; sie hätten wohl keinen Tropfen Blut mehr gegeben, so weiß standen sie. Der Tote wird weggeschafft, der Wagen zu Ende geladen, und rasch geht es nun den Berg hinauf. Erst oben im Walde kann langsamer gefahren werden. Weiter, immer weiter rollte der Wagen, der unmittelbaren Gefahr entrückt, der ersehnten Ruhe entgegen.

Aber wieder lauert die Tücke am Wege. An einer Straßenkreuzung muß einer Munitionskolonne ausgewichen werden. Mit einem Ruck sitzt der Wagen fest in einem Granatloch. Die Bahren werden herausgenommen und seitab ins Gras gestellt, der Wagen unterlegt und hochgewunden, ein paar Infanteristen schieben noch mit: es wird eingeladen, und weiter geht's. Der Wald ist nun im Rücken. Von der Höhe herab sieht man eine Fliegerbeschießung, irgendwo unten im Tal steigt Rauch auf, dann hält der Wagen vor dem Lazarett. Gerade wird die letzte Bahre ausgeladen, da wirft der Luftdruck die Träger mitsamt ihrer Last zu Boden. Ein Pfeifen, wie wenn hundert Schnellzüge zugleich in der Luft vorbeisausten, ein Feuerschein, ein Knall — im Nachbardorf ist ein Munitionslager in die Luft geflogen! An Schlaf ist vorläufig nun wieder nicht zu denken, denn erst muß dort drüben geholfen werden. Nach dreistündigem Hin und Her ist die schlimmste Arbeit getan, der Wagen wird aufgefüllt, dann sinken die beiden mehr tot als lebendig auf ihre Strohsäcke nieder. . . .

Das war zur selben Stunde, als sich Onkel Adolf zu Hause von der alten Frau verabschiedete, nicht ohne sie nochmals beruhigt zu haben: Der Karl hat ja einen sicheren Posten.“

„b.“

Die fürchterliche Melodie.

Musik-Groteske von Alexander Moszkowski.

(Nachdruck verboten.)

Ich hege selten teuflische Pläne, aber diesmal hatte ich einen, und der wurde denn auch nach allen Regeln der Kunst durchgeführt.

Kaum hatte ich im Kurort das Zimmer gemietet, als nebenan ein Hotelgast zu komponieren begann. Er bediente sich eines Klaviers und traktierte darauf in allen Tonlagen und Verrenkungen eine einzige Melodie. Aber was für eine!

Ich stellte fest: das war Tobias Flöhz, der bedeutende Kakophoniker — man kann auch auf Deutsch sagen „Uebelklingler“ —, der der Welt schon lange eine neue Oper mit einem einzigen, durchgehenden Dauermotiv angekündigt hatte. Jetzt hörte ich es in seiner ganzen Schreckensseligkeit zehn Stunden lang. Da faßte ich meinen Plan: ich notierte mir diesen Auswurf einer Melodie auf Notenpapier, kündigte das Zimmer und begab mich in die nahegelegene Stadt, um das weitere vorzubereiten.

Hier trieb ich einen steinalten Drehorgelspieler auf, den ich mittels eines stattlichen Trinkgeldes für meine Zwecke einstudierte. Er war bei der Stadtjugend unter dem Namen „Torkel-Gottlieb“ bekannt. Und in dessen Leierkasten ließ ich von der besten Instrumentenfabrik am Platze eine neue Walze einsetzen; eine Walze, notengetreu nach der Melodie, die ich mir aufgeschrieben hatte. Das ließ sich mit aufgelöteten Metallstiften sehr einfach bewerkstelligen, und die Mechaniker jener Fabrik leisteten mir das Verlangte in zwei Tagen.

Alsdann kehrte ich in den Kurort zurück und hielt Umschau. Richtig, dort auf einer Promenadenbank saß Tobias Flöhz, der berühmte Komponist, in tiefes

---

willenlos duldend, daß er den Blick in ihre Seele senkte. Und immer weicher war dieser erst so scharfe, kühle Blick geworden. Wie ein Zittern lief es beim Gedanken daran über sie hin. Und er hatte dann wohl gemerkt, daß seine Blicke sie beunruhigten. Da hatte er sich abgewandt und wieder finster vor sich hingestarrt mit einem schier versteinerten Gesicht.

Felice atmete tief auf. Sie machte eine Bewegung, als weise sie etwas von sich. Das Interesse, das ihr der Fremde einflößte, beunruhigte sie. Sie wollte sich dagegen zur Wehr setzen. Und um ihre Gedanken von ihm abzulenken, zog sie den Brief ihrer Mutter hervor, den sie immer bei sich trug, und las ihn, wie schon oft, wieder durch.

Während sie sich in diese Lektüre vertiefte, kam langsam auf der Deckpromenade der Fremde heran, mit dem sich soeben ihre Gedanken beschäftigt hatten. Er gewahrte Felice nicht, da sie abseits unter einem Sonnenzelt saß.

Gerade der Stelle gegenüber, wo sie Platz genommen hatte, blieb er an der Reeling stehen und zündete sich eine Zigarette an. In Gedanken verloren, sah er den Rauchwölkchen nach, die der Wind schnell zerstreute und über die Reeling trieb. Angenehme Gedanken konnten es nicht sein, die ihn beschäftigten. Er sah wieder sehr düster aus.

Eine Weile stand er so und starrte über das Wasser. Aber dann wandte er sich ganz plötzlich um, wie von einem Magnet angezogen, und sah nun Felice unter dem Sonnenzelt sitzen.

Wieder begegneten sich ihre Augen. Felice, die ihn hatte stehen sehen, war durch sein plötzliches Umdrehen so erschrocken, daß der Brief ihrer Mutter ihr aus der Hand glitt und zu Boden fiel. Der Wind faßte ihn schnell und trieb ihn gegen die Reeling, gerade zu den Füßen des Fremden. Er hatte es bemerkt und beugte sich herab, um den Brief aufzuheben. Und ohne es zu wollen, fielen seine Augen gerade auf die Unterschrift. So mußte er lesen: „Deine Mutter Elvira Torada.“

Einen Moment stutzte er. Es zuckte überrascht in seinen Augen auf. Langsam richtete er sich wieder auf. Das Briefblatt in der Hand haltend, und sah Felice an wie in jähem Staunen.

Aber er faßte sich schnell und ging nun langsam zu ihr hinüber. Er zog die Mütze und verneigte sich artig.

„Meine Gnädigste, dies Briefblatt hat ihnen wohl der Wind entführt?“

Das sagte er in deutscher Sprache, als könnte es gar nicht anders sein. Erschrocken sahen die dunklen Wunderaugen der jungen Dame zu ihm auf.

„Sie sieht mich an wie Rotkäppchen den bösen Wolf“, dachte er in gutmütigem Spott. Und doch berührte ihn dieser Blick seltsam. Es lag darin die Unschuld des Kindes, das Bangen der Jungfrau und zugleich die Unruhe des erwachenden Weibes. Und dieses seltsame Gemisch fesselte ihn.

Außerdem hatte die Unterschrift unter dem Briefe sein Interesse für die junge Dame noch erheblich verstärkt. Der Name Elvira Torada war ihm nicht fremd.

Mit unsicherer Hand faßte Felice nach dem Briefe.

„Ich danke Ihnen — es wäre mir schmerzlich gewesen, wenn der Brief über Bord geflogen wäre“, sagte sie.

Er verneigte sich und trat wieder zurück von ihr. Langsam setzte er seine Promenade fort.

Felice sah ihm mit großen Augen nach. Und erst jetzt kam es ihr zum Bewußtsein, daß er sie mit deutschen Worten angeredet hatte und daß sie ihm in derselben Sprache geantwortet hatte.

„Er ist also wirklich ein Deutscher“, dachte sie.

Auch den Fremden beschäftigte derselbe Gedanke, als er weiterging.

„Warum habe ich die junge Dame in deutscher Sprache angeredet? Sie hat eigentlich nichts Deutsches in ihrem Aeußeren. Nur ihr Begleiter ist der Typus eines echten Germanen. Er scheint ihr Vater zu sein. Und sie ist doch eine Deutsche. Sie sprach die deutschen Worte ganz klar und rein, wie es nur Deutsche tun. Aber — wie kommt diese deutsche junge Dame zu einem Briefe, den Senora Elvira Torada unterschrieben hat — so unterschrieben. Ihre Ehe ist doch kinderlos, so viel ich weiß. Und doch nennt sie sich Mutter! Wessen Mutter ist sie? Etwa gar die Mutter dieses schönen, reizenden Mädchens, das so beseelte Augen hat? In Form und Farbe erinnern diese Augen an die der Senora. Aber ganz gewiß nicht im Ausdruck.“

Als er in seinem Gedankengang so weit gekommen war, warf er den Rest seiner Zigarette über Bord und preßte die Lippen fest und herb aufeinander.

„Was gehen mich diese Augen an — was diese junge Dame? Ich habe wahrlich an andere Dinge zu denken — an ganz andere Dinge.“

Damit wollte er seine Gedanken von der jungen Dame losreißen. Aber Gedanken sind hartnäckig und klammern sich oft mit tausend Armen an eine Sache, von der man sie losreißen möchte.

Als er eine Weile später mit Kommerzienrat Rottmann auf der Treppe zusammentraf, verbeugte er sich kurz entschlossen vor diesem und sagte in seiner ruhig bestimmten Art:

„Gestatten Sie einen Augenblick, mein Herr. Ich sprach soeben einige Worte mit der jungen Dame, die in Ihrer Begleitung reist. Es entfiel ihr ein Gegenstand, den ich ihr zurückgab. Um nicht unhöflich zu scheinen, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen, es Ihnen überlassend, ob Sie mich mit Ihrer Begleiterin bekannt machen wollen. Meine Name ist Malteck.“

Der Kommerzienrat verneigte sich ebenfalls und nannte seinen Namen. Mit unverhohlenem Wohlgefallen sah er in das energische, charakteristische Männergesicht.

„Irre ich mich nicht, so sind wir Landsleute, Herr Malteck. Nicht wahr, Sie sind ein Deutscher?“

„Allerdings, Herr Rottmann, aber ich lebe schon seit fast zehn Jahren in Brasilien und habe so ziemlich vergessen, daß Deutschland meine Heimat ist.“

„Vergessen? O nein, das glaube ich nicht, ein Deutscher vergißt seine Heimat nie.“

Es zuckte wie Wetterleuchten in dem Blicken des jungen Mannes.

„Gelegentlich ruft man es sich wohl in die Erinnerung zurück — oder es drängt sich einem ungerufen auf. Ich glaube, Sie haben recht — man vergißt die Heimat nicht — auch wenn sich trübe Erinnerungen damit verknüpfen.“

Das kam herb und schwer über die Lippen des jungen Mannes.

Voll Interesse schaute Rottmann in die düsteren Augen des jungen Mannes.

„Haben Sie nie Sehnsucht verspürt, wieder in die Heimat zurückzukehren?“

Maltecks Stirn zog sich finster zusammen, die Zähne bissen sich wie im Krampf aufeinander. Endlich sagte er heiser:

„Sie hat mich gequält und gepeinigt, diese Sehnsucht, daß ich sie als meinen Feind betrachten lernte und sie bekämpfte, so viel ich konnte. Die Heimat ist mir verschlossen — ich bin daraus vertrieben worden. Nun habe ich da drüben nichts mehr zu suchen und habe deshalb versucht, in Brasilien Wurzel zu schlagen.“

Fast widerwillig rang sich das über seine Lippen, mit einem harten, schroffen Ausdruck. Und doch glaubte Werner Rottmann, einen tiefen Schmerz aus diesen Worten herausklingen zu hören. Sein Interesse wurde immer stärker. Etwas Seltsames zwang die beiden Männer, die gewiß nicht zu den leicht Mitteilsamen gehörten, sich bei dieser ersten Unterhaltung weniger reserviert als sonst ihre Art war, zu begegnen.

„Und ist Ihnen das gelungen?“ fragte der Kommerzienrat.

Wieder zuckte es wie Wetterleuchten in den stahlblauen Augen.

„Ich glaube nicht. Entwurzelte Bäume wachsen so leicht nicht fest in fremdem Boden und fristen meist ein kümmerliches Dasein.“

Das sollte scherzhaft klingen, aber es klang vielmehr bitter und höhnisch.

Um dem Gespräch eine leichtere Wendung zu geben, erwiderte Werner Rottmann lächelnd:

„Sie machen aber einen recht kraftvollen Eindruck, der nicht von einem kümmerlichen Fristen des Daseins zeugt.“ (Fortsetzung folgt.)

Stunen versunken. Ich setzte mich neben ihn, fest entschlossen, ein Gespräch mit ihm einzuleiten. Vorerst nahm er von meiner Anwesenheit nicht die geringste Notiz.

Das Kurorchester spielte Isoldes Liebestod aus Richard Wagners „Tristan". Ich klatschte Beifall und erzielte damit einen strafenden Blick aus den Augen meines Nachbars.

„Bitte um Entschuldigung", sagte ich, „wenn mein Applaus Ihr Mißfallen erregt haben sollte. Aber diese erhabenen Klänge wirken auf mich immer überwältigend."

„Es gibt viele solche Leute", entgegnete der andere. „Die Welt ist eben rückständig und hängt immer noch an den überlebten Wagnerischen Schwarren!"

„Ich gab mir einen Ruck „Mein Herr! so dürfen Sie nicht sprechen! Wagner ist unübertroffen, und von allen lebenden Meistern reicht höchstens ein einziger an seine Größe heran: — — Tobias Flößy."

Damit hatte ich ihn. Er lächelte mit bescheidener Arroganz, lüftete den Hut und gab sich zu erkennen: „Erstaunlich, daß Sie diesen Namen nannten — das bin ich selbst."

Und nun begann er mir sein Zukunftswerk auseinander zu setzen: die neue, fabelhafte, von einer einzigen Melodie getragene Oper. Er nannte sie „Das Motiv der Unerhörtheit". Die Welt würde musikalisch neugeboren werden, eben durch diese einzige, urgewaltige Melodie, die in wenigen Monaten wie eine Offenbarung auf die Menschheit einzustürmen bestimmt sei.

Wir hatten uns erhoben und schritten aus der Promenade durch den Park auf die Dorfstraße. Er merkte nicht, daß ich bei diesem Spaziergang die Führung hatte, denn er sprach immerfort nur von seiner erlösenden Oper, von seiner bis heute unerhörten Melodie.

Vor der Ausspannung der Ortschaft stand mein Torkel-Gottlieb mit seinem Drehwerke und leierte. Zuerst: „Kommt ein Vogerl geflogen", dann „Ach du lieber Augustin" und schließlich — — —

Entsetzen und Bestürzung malten sich auf dem Gesicht des Komponisten. „Was ist Ihnen denn?" fragte ich teilnahmsvoll; angstflehend brach es hervor: „Meine Melodie; Auf dem Leierkasten!!"

„Aber das ist ja gar nicht möglich! Was der arme Mann da werkelt, ist ja uralt! Und ich bestimme mich aus meiner Kindheit, da hat mir meine Amme schon diese Weise vorgesungen, und sie war mir schon damals zuwider."

Um das Maß vollzumachen, befragten wir den Torkel-Gottlieb und erhielten die Auskunft: er habe seinen Leierkasten von seinem Großvater selig geerbt, der Kasten schleppe mindestens schon seine hundert Jahre mit sich herum.

Das genügte, um die Katastrophe zu vervollständigen. Herr Flößy verschwand von der Bildfläche, mit ihm seine Oper. Wie ich neuerdings erfahre, hat er sogar das Komponieren überhaupt an den Nagel gehängt. Die Nachwelt hat alle Ursache, sein Andenken deswegen dankbar zu feiern.

Feindlicher Ansturm zwischen Oise und Aisne gescheitert.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 26. Oktbr.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Dank der glänzenden Tapferkeit unserer Truppen erfolgreiches Ringen an allen Teilen der Front.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht:

In der Lys-Niederung südwestlich von Deinze und zwischen der Lys und der Schelde brach der Feind nach heftigem Feuer zu starken Angriffen vor. Vom Nordflügel des Angriffes bis an der von Kortrik auf Oudenaarde führenden Bahn wiesen wir ihn vor unseren Linien ab. Hierbei haben sich das 6. Garde-Infanterie-Regiment unter seinem Kommandeur Major Radolny an der Lys, die 40. sächsische Infanterie-Division am Spitzale Boschen und das hessische Infanterie-Regiment Nr. 118 unter seinem Kommandeur Major von Weyrauch an der Schelde besonders erfolgreich geschlagen. Nördlich der Schelde brachten wir den Feind nach anfänglichem geringen Geländegewinn sehr bald zum Stehen; die neue Linie zwischen Ingooigen und Avelgem wurde gegen wiederholte Anstürme am Nachmittag behauptet. Auf dem Kampffelde hielt die feindliche Artillerie tagsüber die hinter der Front liegenden, vom Kriege bisher unberührt gebliebenen Ortschaften unter Feuer. Zum großen Teil wurden sie hierdurch zerstört. Die belgische Bevölkerung hat schwere Verluste an Toten und Verwundeten erlitten. Zwischen der Schelde und Oise beschränkte sich der Engländer gestern auf heftige Teilangriffe; westlich von Famars warfen wir den Feind durch umfassend angesetzten Gegenangriff in seine Ausgangsstellung zurück; südwestlich von Le Quesnoy und nordwestlich von Landrecies scheiterten seine Angriffe vor unseren Linien.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Zwischen Oise und Aisne großer einheitlicher Angriff der Franzosen auf mehr als 60 Kilometer breiter Front. Seinen Hauptstoß richtete er gegen unsere Linie zwischen der Oise und Serre sowie zwischen Sissonne und der Aisne. Den Serre- und Souche-Abschnitt suchte er unter Ausnutzung der von Natur aus starken Geländehöhenzüge zu gewinnen. Die am frühen Morgen zwischen Oise und Serre vorbrechenden Angriffe scheiterten vor unseren Linien. Am Nachmittag faßte der Feind in Billers le Sec und auf der Höhe östlich des Ortes Fuß. An der übrigen Front wurde er auch am Nachmittag abgewiesen und erlitt in unserem Feuer schwere Verluste. Am Serre- und Souche-Abschnitt konnte der Feind nur bei Mortiers und Froidmont, bei Vesles und Pierrepont unsere Linien erreichen. Truppen des Generals Freiherrn v. Lüttwitz nahmen in einheitlichem Gegenangriff zwischen Vesles und Pierrepont ihre alte Stellung wieder. An der übrigen Front hat unser Feuer den Feind am Ueberschreiten der Abschnitte verhindert. Westlich der Aisne waren die Angriffe des Gegners von starken Panzerwagen-Geschwadern begleitet. Sie sind östlich von Sissonne und beiderseits von La Selve — hier trotz siebenmaligen Ansturms — völlig gescheitert. Besonders starke Kräfte setzte der Gegner zwischen Nizy le Comte und der Aisne ein. Vor der westlich von Bonogne kämpfenden 4. Garde-Infanterie-Division liegen allein 23 zerschossene Panzerwagen. Gefreiter Henschtiel der 9. Batterie des 6. Garde-Feldartillerie-Regiments hat hiervon 8 Panzerwagen, Unteroffizier Brockmann derselben Batterie 10 Panzerwagen vernichtet. Auf den Höhen westlich der Aisne drang der Feind in unsere Stellung ein, um deren Besitz tagsüber schwer gekämpft wurde. Trotz hohen Kräfteeinsatzes konnte der Feind hier von seiner Einbruchsstelle am Sachsenwald (nordwestlich von Nerpy) keinerlei Vorteile mehr erzielen. Nur Teile unserer vorderen Linie blieben in seiner Hand. Teilkämpfe an der Aisne-Niederung südwestlich von Amagne. Der Feind, der bei Ambly vorübergehend auf das nördliche Aisneufer vorstieß, wurde im Gegenstoß wieder über den Fluß zurückgeworfen. Oestlich der Aisne lebte der Artilleriekampf nur vorübergehend auf. Teilangriffe des Gegners drückten unsere Posten auf dem Nordrand der Höhe nördlich Grandpre zurück. Im übrigen wurden sie abgewiesen.

Heeresgruppe Gallwitz:

Beiderseits der Maas blieb die Gefechtstätigkeit auf Störungsfeuer und kleinere Infanteriegefechte beschränkt. Auf östlichem Flußufer säuberten sächsische Kompagnien ein aus den letzten Kämpfen zurückgebliebenes Amerikanernest.

Heeresgruppe Herzog Albrecht:

Südlich der Selle machten wir bei erfolgreichen Unternehmungen Gefangene.

Der Chef des Generalstabes des Feldheeres.

Kriegshumor.

Engländer unter sich. Daß auch der Engländer nicht verschont bleibt von den mancherlei Kriegsleiden, die er lediglich den auszuhungernden Deutschen zudachte, dafür geben die nachfolgenden Ausschnitte aus den Londoner „Ulk-Blättern" einen Anhalt:

Am Telephon: „Hast du irgendwas für heute abend vor, alter Junge?" — „Nichts Besonderes." — „Na, dann komm doch ein bißchen zu uns rüber, um mit uns zu hungern!"

*

„Halloh, Bill, wie geht's?" — „Danke, es macht sich." — „Und wie geht's deiner Frau?" — „Oh, der geht's nicht schlecht, ich sehe bloß nicht viel von ihr." — „Wie das?" — „Nun, morgens muß sie früh auf zum Einholen; wenn ich zum Essen nach Hause komme, steht sie nach Butter, und wenn ich zum Tee komme, steht sie nach Zucker." — „Na ja, aber dann habt ihr doch noch immer den ganzen Abend!" — „Oh, da stehe ich nach Bier . . ."

*

Kellner: „Wie fanden Sie das Beefsteak?" — Gast: „Oh, ohne große Mühe. Ich bin nämlich von Beruf Detektiv."

*

Gefängnisaufseher: „Es tut mir leid, Sie wieder hier zu sehen." — Smith: „Na, es zieht einen her. Regelmäßiges Essen, kein Anstellen, keine Scherereien mit Lebensmittelkarten und sozusagen bombensicher gegen Flugangriffe — es gibt ja keinen besseren Platz in ganz England."

Die Auskunftei Boyrich & Grove, Halle a. S. Gr. Steinstr. 31, I. Tel. 2144 erteilt Auskünfte über Vermögens-, Mitgifts-, Familien- und Privat-Verhältnisse auf alle Plätze. Beobachtungen u. Ermittlungen aller Art, streng diskret

Die unterzeichneten Frauenvereine von Halle erklären einmütig, dass sie in heiliger Liebe zu ihrem Vaterlande und hingebender Treue zu ihrem Fürstenhause Opfer und Leiden willig ertragen und unverzagt ihre Pflicht erfüllen wollen bis zu dem Frieden, der, würdig der Ruhmestaten unseres Heeres und unserer Flotte, deutsche Ehre und des Reiches Bestand wahrt.

Nationaler Frauendienst, Vaterländischer Frauenverein, Verband evangelischer Mädchenvereine, Flottenbund deutscher Frauen, Hausfrauenbund, Kaufmännischer Verein für weibliche Angestellte, Gewerkverein der Heimarbeiterinnen, Lehrerinnenverein, Landwirtschaftlicher Hausfrauenverein, Deutscher Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Frauenbildungsverein, Jugendgruppe für soziale Hilfsarbeit, Frauenhilfe, Deutsch-Evangelischer Frauenbund, Katholischer Frauenbund, Katholischer Müttervereln, Marianische Jungfrauenkongregation, Elisabethverein, Verein für kath. kaufm. Gehilfinnen und Beamtinnen (St. Gertrudisverein), Marienverein, Kath. Mädchenschutzverein, Verein der Beamtinnen der Post und Telegraphie, Deutsch-Mädchenbund, Israelitischer Frauenverein, Verein für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur, Käuferbund, Rechtsschutzverein, Vereinigung selbständiger Damenschneiderinnen, Luisenbund, Gewerkschaftlicher Verein für erwerbende Frauen und Mädchen, Studentinnenverein, Deutsch-christliche Vereinig. studierender Frauen, Berufsarbeiterinnen der Inneren Mission, Berufsorganisation der Kindergärtnerinnen, Evangelisch-nationaler Arbeiterinnenverein.

Alte Promenade 11a
Fernruf 5738

UT

Leipzigerstraße 88
Fernruf 1224 e275

Erst-Aufführung!
Joe Deebs
Spannendes Detektiv-Abenteuer
Das rollende Hotel
in 4 Akten.
Vorführung: 3.00 4.20 6.50 9.20

Die Augen der Mumie Mâ
Grosses Drama in 4 Akten mit
Pola Negri.
Vorführung: 3.00 5.00 7.10 9.40.

Erst das Geschäft, dann das Vergnügen
Humorvolles Lustspiel in 8 Akten mit
Arnold Rieck.
Vorführung: 4.00 6.10 8.20.

Die blonden Mädels vom Lindenhof
Filmschwank in 3 Akten.
Nach dem gleichnamig. Bühnenschwank von G. Okonkowski.
Hauptdarsteller:
Melita Petri, Conrad Dreher, Leo Penkert.
Vorführung: 4.00 6.10 8.20.

Die neuesten Kriegsberichte.

Beginn 3 Uhr.

Zahle für:

Papierabfälle	Kilo 18 Pf.	Bücher, Zeitung.	Kilo 28 Pf.
Lumpen	Kilo 20 Pf.	Knochen	Kilo 15 „
Wolle	„ 180 „	Neutuch	„ 120 „

Kaninchenfelle, Frauenhaar zu gesetzlichen Höchstpreisen.
Ferner: Eisen, Roß- und Tierhaare, Hufe, Hörner, Weihgalas u. s. w. zu höchsten Preisen.

Wilhelmine Theuring,
Domplatz 9. Telephon 5659. Domplatz 9.
Eingetragene Handels-Firma.
Lasse auf Wunsch kostenlos abholen.

Wir zahlen für:

Papierabfälle	Kilo 18 Pf.	Bücher, Zeitung.	Kilo 28 Pf.
Lumpen	Kilo 20 Pf.	Knochen	Kilo 15 „
Wolle	„ 180 „	Neutuch	„ 120 „

Kaninchenfelle, Frauenhaar zu gesetzlichen Höchstpreisen.
Ferner: Eisen, Roß- und Tierhaare, Hufe, Hörner, Weihgalas u. s. w. zu höchsten Preisen.

Theuring & Ackermann,
Gr. Brunnenstr. 60/61 Triftstr. 24 Gr. Brunnenstr. 60/61.
Telephon 4363.
Gerichtl. eingetragene Handels-Gesellschaft.
Kaufen auch v. Händlern jeden Posten, auch in Komp.-Ladungen, gegen sofortige Kasse zu erhöhten Preisen. Auf Wunsch persl. Abnahme.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191810273/fragment/page=0004